

den Kunstfreund bleibt der rasselnde Schlüssel, die aufgedrungene Erklärung immer peinlich.

Wir lassen uns ausschließen und betreten eine gotische Hallenkirche, die ihre bezeichnende Wirkung dadurch erhält, daß der große Chor bedeutend höher liegt und hinauf reicht wie das Schiff; er folgt damit dem Berg. Der zunächst befremdete Eindruck löst sich, wenn man die Raumgestaltung als symbolisch Versinnlichung



Schwäbisch Hall. Michaelskirche.

einer überragenden, vom irdischen Standpunkt nicht ganz zu überschauenden Geisteswelt auffaß. Kuppelbauten wirken ähnlich. Der vornehmste Schmuck der Kirche ist der große altdeutsche Flügelaltar mit dem Kreuzifix darüber. Wenn man das lebhafteste Braun der neuen hölzernen Zweckbauten ausschaltet, entsteht aus dem lichten Ton der Säulen, der gedämpften Farbigeit der Altarbilder und der feierlichen Formsprache des Kreuzes im fließenden Lichte des Chors ein bezaubernder Einklang.

Viele Grabdenkmäler bis zur Empirezeit herab schmücken den Chor. Das glänzende Bildnis einer Bonhöferin, in Ausdruck und Gewandung der Goethezeit, berührt auch menschlich stärker, eine bombastische Jugendarbeit Danneckers läßt kalt, als Kurofium ist ein schöngefaßter Mammutzahn und die künstliche Pergamentschrift eines armlosen Fußschreibers zu sehen.

Von der Kirchentreppe aus, die zu einer Prüfung auf Schwindelfreiheit herausfordert, zieht das Rathhaus den Blick auf sich. Welch stolzes Gefühl muß es für einen Erbauer gewesen sein, von der Wucht der Kirche unbekommen, ein ganz selbständiges reizvolles Kleinod schaffen zu können, das doch wieder in einer geheimnisvollen Harmonie mit dem Koloz steht!

Das Innere enttäuscht etwas. Man dünkte sich alles zierlicher und weniger bunt. Wie hätte aber schließlich schloßhafte Leichtigkeit zu der handfesten Bürgerlichkeit gepaßt, die sich hier versammelte und noch versammelt?

Die enge, obere Herrengasse, der wir uns mit Entdeckerlust zuwenden, ist reich an stolzen Bürgerhäusern mit düsteren Eingangshallen, vorspringenden Stockwerken und dem mächtigen Siebeldach. Weiter hinaus sonnen sich üppige ummauerte Berggärten zwischen den Gebäuden. Einige prachtvolle Steinportale von reichster edelster Schmuckkunst entzücken das Auge. Was liegt in diesen Bürgerheimen Freude an Besitz, Familiensinn Behaglichkeit und berechtigter Stolz! Hier müssen tüchtige, ehrenhafte und doch nicht engherzige Geschlechter groß geworden sein.

Bis Unterlimpurg löst uns der Weg hinaus. Da tritt ein reizendes Dorfkirchlein an die Straße heran. Romanische Schmuckleisten, hübsche Grabplatten, gemüthlicher Thurm; auf den Fensterimsen hoch steinernes Getier. Das nette Äußere und der Hinweis auf den Mehner wecken auch für das Innere Interesse. Wir lassen wieder aufschließen, es lohnt aber nicht. Die Gesamtwirkung ist durch die rohen Einbauten entstellt, ein entsetzlicher eisener Ofen mit Schlangenrohr sieht breitspurig im Chor. Vergeblich sucht der Mehner für eine gipserne Medaille Interesse zu wecken. Nur der naive Schnitzaltar mit seiner synchronen Darstellung ist ansprechend.

Nach den mannigfaltigen Architektureindrücken tut es wohl zur Kocherpromenade hinabzusteigen. Vom Steg aus zeigt sich das eindrucksame Bild der Kromburg. Durchs Grüne schlenderten wir zum Bad zurück. Der Solquelle verdankt Hall Dasein und Namen. An dieser beschwerlichen Talstelle hätte sich sonst nie eine Stadt angesiedelt, die mühsam den Berg hinauf klettern mußte und am Fuß von Überschwemmungen bedroht war. Das neue Bad stammt aus den schlimmen achtziger Jahren. Das einfache alte ist anheimelnder. Zusammen mit den Anlagen geben aber die Gebäude einen netten Rahmen für den Betrieb eines kleinen harmlosen Bades.

Über den Haalplatz weg wandern wir auf dem rechten Kocherufer, wo sich kastenförmige Gerichtsgebäude und die unvermeidliche Gasfabrik angesiedelt haben, zur Saline. Die „Sieder“ mit ihren Sprüchen und Bräuchen spielten von altersher in Hall eine große Rolle. Unter den Pfannen leuchtet noch Blut hervor, doch

der mächtige Graberbau ist trocken. Durch das malerische Badtörlein kommen wir in die lange Heilbronnerstraße. Sie ist reich an reizvollen Straßenbildern. Besonders der romantische verputzte Josenturm und die benachbarten Fachgiebel geben zusammen eine malerische Gruppe. Ein echtes und unechtes Renaissancehaus fordern zum Vergleich heraus, der zu Gunsten der guten alten Zeit ausfällt. Wo ist dieses Stilgefühl, das im kleinsten Nest mit instinkthafter Sicherheit organisch waltete, hingekommen? Warum müssen wir uns erst durch Nachdenken und Studien der Regeln bewußt werden, die durch Jahrhunderte wie eine selbstverständliche Gabe gehandhabt wurden?

Auch die Gassen des jenseitigen Kocherufers durchsuchen wir nach interessanten Bildern. Der stärkste Eindruck bleibt der Blick vom Ufer auf die vielgiebelige Stadt.

Nach kriegsgemäher, aber sehr lobenswertem Mahl gehts zur Kromburg. Unverstellt lagert das altertümliche Steinbach mit seinen Torturmmäulern zu ihren Füßen. Ein Fußweglein windet sich hinan, Heilige in pathetischen Haltungen stehen vergückt in der sommerlichen Luft. Unter Wimpeln leuchtet ein freundliches Landhaus, dann stehen wir vor dem reichen Portal zur Kromburg. Ein uraltes Tor mit italienisch anmutenden Seitentürmchen und einer romanischen Loggia wird steil durchschritten. Es ist der einzige Zugang zu dem befestigten Bergkloster, das jetzt von Soldaten bevölkert wird. Aus einem Fenster klingen die ritterlichen Töne einer Polonaise von Chopin. Wir umwandeln den Wehrgang, der mit 6 Türmen flankiert das Oval umzieht. Er ist sehr gut erhalten und bequemer wie der Rothenburger. Wir freuen uns der reizenden Talbilder und bekommen einen guten Einblick in die großartige Gesamtanlage.

Das Münster ist innen in reich stukkierem Barock gehalten, nur die 3 Türme sind noch romanisch. Sie lassen in ihrer ersten Kraft den Abbruch der alten Kirche bedauern, sie muß viel ehrwürdiger gewesen sein wie die neue, bei der man das Gefühl einer glänzenden Seichtigkeit nicht ganz los wird. Die vergoldete Kupferplatte mit Apostelfiguren und herrlichem Emailleschmuck am Altar zeugt ebenfalls für die überragende Ausdrucksgewalt des romanischen Stils, der unmittlerbar aus der Antike hervorstach. Der riesenhafte Kronleuchter aus der gleichen Zeit schien mir durch seine gefuchte Symbolik — er stellt das himmlische Jerusalem dar — etwas beeinträchtigt.

Aus der heiteren Barockwelt wird man ins Mittelalter zurückversetzt beim Besuch der eng-düsteren Schenken- und Josephskapelle. Zwei prunklose Grabfiguren fesselten mich: ein junger Ritter mit hervorquellenden Locken und einem wehmütig persönlichen Gesicht, etwas mörkischhaft, und eine kapriziöse jugendliche Frau mit bizarrer Haube. Aus diesen Steinen spricht Menschentum, nicht Geschichte. Erst später erfuhr ich den Namen der Frau: Susanna von Thierstein und wußte nun, daß ich die Urbilder des Heinz von Brauneck und der Gisela von Thorstein in Agnes Günthers Roman „die Heilige und ihr Narr“ gesehen hatte. Ohne es zu wissen hatte ich auf den Spuren der Dichterin gewandelt. Ein eleganter Ritter, Riemenschneider zugeschrieben, ist wieder ganz ein Kind seiner Zeit. Eine sechs-eckige romanische Kapelle und die Reste des Kreuzganges erinnern an die früheste

Bauperiode der Romburg. Dann sind noch große und kleine Klostergebäude da, die sich mit dem Mittelpunkt des Ganzen, der Kirche, zum reichen Komplex einer geordneten Lebensgemeinschaft runden.

Zurück nach Hall. Musik lockte uns auf die Badinsel. Eine freundlich bescheidene Welt promenierte, die Mütter strickten, Schillerkrägen leuchteten auf, ein paar Uniformen mischten ihr ernstes Grau unter die Sommerkleider, verjäherte Tonstücke, aus denen Wagners Pilgerchor noch wie ein Koloss auftrug, sorgten für die melodramatische Untermalung des harmlosen Geplauders. Romantische Abendstimmung flatterte von den Wipfeln, im Menschlichen konnte man sich von den Natur- und Kunstindrücken des Tages entspannen.

Um anderen Morgen weckte mich frühzeitig Geräusch rollender Wagen. Mein Marktplatz bot heute ein neues Bild: leichte Stände sind aufgeschlagen, Wägelchen angerollt mit bunten Früchten, Gemüsen beladen. Die Käuferinnen bewegten sich wie Puppen zwischen den Reihen. Krippenhaft zierlich sah alles aus. Wie schön war mein Marktplatz in seinem Werktagsgesicht. Über das Rathaus weg grüßten die grünen Höhen, Tauben flatterten in der klaren Morgenluft, das Leben regte sich frisch und mutig, ein neuer unverbrauchter Tag entfaltete seine reinen Schwingen. Da litt es mich nicht länger oben. Ich mußte mich unter die Leute mischen, vergnügt in alle Gesichter sehen, auf die wechselnden Reden der Käufer und Verkäufer lauschen. Bei einer humorvollen alten Frau erstand ich mir Äpfel, die sie mir rechts und links in die Taschen stopfte. „Hüben und drüben“, meinte sie, „da werden Sie nicht schief“. Einem hübschen Mädchen gab sie eine Doppelpflaume drein mit den Scherzworten: „Sie kriegen einen Zwilling!“ Sehr verwundert war ich über den ruhigen Ton, die gelassenen Bewegungen der Käufer. Wie im Frieden war der Käufer der Wählende, der Verkäufer der bescheiden Anbietende. Von der Gier des Hungers keine Spur. Württemberg ist gut versorgt.

Das Ziel unserer Morgenwanderung war die Ruine Oberlimpurg. Wir stiegen auf die Berghöhe hinter der Michaelskirche. Die Straße ist von Billen begleitet. Bald senkt sich ein Fußpfad in eine Waldeschlucht, den wir nach der Beschreibung eines Milchmädchens zu verfolgen hatten. Endlich zeigten sich Bauernhäuser, ein gemütliches Gasthaus mit einem goldenen Stern und die Chorseite eines uralten Kirchleins: ein reizendes „Dorfbild“. Plötzlich merkten wir unter Gelächter, daß wir wieder in Hall-Untersimpurg waren, wo wir gestern den eisernen Ofen besichtigt hatten. Nun erst recht wieder den Berg hinan!

Die Ruine Oberlimpurg mag den Burgen-Forscher fesseln; es ist fast nur noch Grundgemäuer vorhanden. Der Schenk Erasmus von Limpurg verkaufte sie 1541 an die Haller, die sie niederrissen. Kein ehrenvolles Ende! Ich suche mir den schönsten Blick auf die Romburg und finde ihn auf einem verwachsenen Mauervorprung. Hier lagernd genoss ich das unvergleichlich deutsche Bild: die bewehrte Romburg mit ihren ragenden Münstertürmen, ein reicher wohlgeordneter Komplex auf der Bergkuppe, zu ihren Füßen das Dorf Steinbach mit Brücke und Tortürmen, das grüne Kochertal und die umrahmenden Höhen. Das Ganze

durch den unmerklichen Dunst des sonnigen Vormittags zusammengestimmt. Das ist nicht Romantik, enge Heimatschwärmerie. Die Würde und Schönheit dieses Bildes ist jedem empfänglichen Auge offenbar, da hier Natur und Menschenwert zu vollkommener Einheit verschmolzen sind.

Der Abschied von Hall war nicht leicht. Farbig, ungewöhnlich, fast geheimnisvoll bleibt es in seiner Eigenart unvermischt mit anderen Stadtbildern in der Erinnerung stehen. Auch die günstigen gastlichen Verhältnisse verließen wir ungern.

Von Hall führt die Bahn in weitem Bogen nach Heilbronn. Der Rückblick auf Hall mit der Kromburg und dem Einfeld darüber vereinigt noch einmal alles, was der Erinnerung teuer bleibt. Reiches Kulturland kreist vor unseren Augen. Überall das traute fränkische Dorf mit seinen roten Ziegeldächern und Fachwerkgiebeln, obstsprangende Bäume, welliges Fruchtgelände, begrenzt von bewaldeten Bergzügen.

Waldenburg, ein bewehrtes Bergstädtchen mit Schloß, ganz wie sein Name sagt, glänzt verführerisch im hellen Nachmittagslicht von der Höhe. Da wäre für den Fuhwanderer mancher verborgene Reiz zu heben.

Ein kurzer Besuch in Neuenstein bringt ein wichtiges Straßenbild, das von dem mächtigen Kirchturm und dem sonderbaren Schloßurm bestimmt wird. Das Wasserfchloß, ein riesiger auf Fels gegründeter Würfel, wird von Bodo Ehard erneuert. Ohne die Baugeschichte zu kennen, kann man nicht gut urteilen. Das Neugewordene besticht durch die ernste Pracht der Renaissancegiebel, deren organische Notwendigkeit allerdings nicht ganz einleuchtet. Die alten Teile mit den an sich schönen, aber ganz unmotivierten Pavillons auf den Tortürmen und der seltsame Hauptturm lassen den Umbau nicht bedauern, es sei denn, daß man den Reiz des Verfalls, der vermodernden Herrlichkeit nicht missen möchte oder daß man Millionen einem anderen Zweck dienstbar wünschte.

In Weinsberg stürmen die Heilbronner Sonntagsausflügler den Zug, den wir verlassen um die Weibertreue und das Kernerhaus zu besuchen. Am Dorfeingang steht ein anheimelndes gemütliches Wirtshaus, dem wir uns anvertrauen und wo wir trotz des abgezogenen Heuschreckenschwarms reichliche Nahrung finden. Im dämmernden Abend suchen wir uns noch den Weg zur Kirchenterrasse hinauf. Kinder spielen unter der Linde, der Grobkoater raucht hemdärmelig seine Pfeife. Uralt es ehrwürdiges Gemäuer mit runenhaften Skulpturen; das Städtlein mit seinen freundlichen Puffhäusern unregelmäßig den Berg hinabgelagert, trägt die Stimmung des bürgerlichen 18. Jahrhunderts.

Durch ein überschnales Törllein führt uns der Weg aus dem Kirchhof zur Weibertreu. Das ist ein Bergkegel wie vom Töpfer geformt, mit laubverwachsender Ruine bekrönt, durch Sage, Geschichte und Dichtung verklärt. Ringsum wohlgepflegte Weinberge von Treppenstufen durchschnitten. Wir sparen uns den Aufstieg zur Ruine auf den Morgen auf und umwandern den Berg in halber Höhe. Weinsberg entschwindet. Eine Hügellandschaft entwickelt sich, Tafelberge, die in der motivischen Wiederholung ihrer Form den Rhythmus der Schönheit erzeugen. Fern schimmert die Ebene hinein. Das Menschengemäuer ist verschwunden,

Dämmerung löst alles in Weichheit, eine reine Abendlandschaft spricht begütigend zur Seele.

Im Städtlein lärmt es noch fröhlich aus allen Wirtschaften; der Wein macht heiter. Frauen- und Männerstimmen schwingen sich im Chor. In der Nacht toben Geister um unser Haus; der Wind wühlt im Wipfelwerk, das Wirtschild schaukelt und kreischt, ein rollendes Gewitter blendet und erschreckt, bis endlich sanftes Rauschen des Regens die Spannung löst.

Wieder ein strahlender frischer Morgen! Ein straffer Wind weht, es ist sehr hell und kühl. Unsere dritte Burg soll heute gestürmt werden. Staffeln führen durch die Weinberge hinauf zum krönenden Gemäuer. Eine Bank vor dem Eingang, auf die warm die Sonne prallt, lädt zum Ausblick auf Weinsberg und die Waldesberge dahinter. Die Burgreste, die wir nun betreten, sind auf Betreiben Justinus Kerners sorgfältig vor Verfall bewahrt und auf das Hübscheste ausgenüht. Eine kleine Kapelle ist da, in der ein steinerner Ritter wacht. Von einer gesicherten Mauerwand aus betrachte ich, dem Sturm preisgegeben, meine gestrige Abendlandschaft. Heute strahlt sie in kühlen Farben. Wir entdecken einen Turmstumpf, dessen Innenwände mit den Namen der berühmten Gäste des Kernerhauses geschmückt sind. Justinus und sein Sohn Theobald ließen sie einmeißeln zu dauerndem Gedächtnis, als Papier es bewahren könnte. Da lesen wir in diesem Ehrentempel zwanglos auf die Gemäuer verteilt die Namen Uhland, Lenau, Mörike, Brentano, Arnim, Görres, Seibel, Schwab und viele andere mit der Jahreszahl ihres Besuches; die Romantiker der ersten Jahrhunderthälfte haben sich im gastfreien Kernerhause ein Stelldichein gegeben. Zwei Große vermißt man: den Lyriker Eichendorff und den Erzähler E. T. A. Hoffmann, deren selbstgeschaffene romantische Welten wirklicher sind als die genauesten Wirklichkeits schilderungen. Aolsharfen sind in den Turm eingebaut, die von dem Wind, der hier nie ganz ruht, zu geheimnisvollen Tönen bewegt wurden. Jetzt sind die Seiten zerrissen und verstummt. Unten im Turm ist das wohlerhaltene Verließ. Es hat die Innenform einer riesigen Granate. Durch ein Gitter an der Spitze fällt spärliches Licht.

Eine Mauerwand trägt die Namen von Fürstlichkeiten, die die Burg besuchten. Ein Prinz von Siam ist darunter. Was mag er sich wohl gedacht haben? Von einem höheren Turme aus, der mit einer bequemen Treppe versehen ist, hatte man früher, als ihm die Bäume noch nicht über den Kopf gewachsen waren, einen schönen Rundblick. Die Gegend kann aber von vielen anderen Stellen aus ebenfogut genossen werden. Zahlreiche Bänke laden zur Rast und Aussicht. Busch und Baum sind anlagenmäßig geordnet. So ist das Ganze kein verödeteter Burgrest mehr, sondern etwas ganz anderes freundlich Romantisches geworden; das Ritterhafte klingt nur mehr spielerisch an; ein Platz zum Nachdenken oder besser zum Träumen, vielleicht auch zum Dichten, wenn man reich genug aus der Welt gekommen ist.

Schaut man auf Weinsberg nieder, denkt man sich die überaus häßliche Schule, das Gaswerk und die Bahn fort, so bleibt das alte Bild übrig, wie es Kerner gesehen haben mag. Eine Wurzel der Romantik wurde mir hier klar. Es war die Einsamkeit, das Leben im Engen, fern von den großen Kulturzentren. In

Berlin, Wien, Paris hätte diese Romantizität nicht entstehen können. Ein reich begabter Geist, an diese idyllische Stätte gebannt, konnte aus der Wirklichkeit unmöglich genügenden Stoff für sein Geistesleben ziehen. So sehnte er sich in vergangene Zeiten zurück, träumte sich in übersinnliche Reiche hinein. Und doch hat diese scheinbar so einseitige Bewegung ein ungeheureres Verdienst. Die Romantiker befaßten sich zuerst wieder nachdrücklich auf die deutsche Vergangenheit, in ihren Träumen wurzelten die Taten späterer Zeiten.

Ungern reißt man sich von dem einzigen Plätzchen los, wo so gute Geister gewohnt haben. Die Vorstimmung für den Besuch des Kernerhauses ist geschaffen. Ich muß gestehen, es war kein tiefer Drang, keine heftige Erwartung, die mich nach Weinsberg leitete. Kerner gehört nicht zu den Heiligen eines modernen Menschen. Ein paar Volkslieder kommen einem in den Sinn: „Der Wanderer und die Sägemühle“, „Stirb Lieb und Licht“, dann das fröhliche: „Wohlauf noch getrunken“, durch Musik und Erinnerung verklärt, endlich ein Buchtitel: „Die Seherin von Prevorst“. Man denkt an Magnetismus, Schlafwandel, Geistessehen. Also kein Weimarer Goethehaus, kein Beethovenhaus, wo man mit Ehrfurcht und überschwer an Erinnerungen eintritt.

Und doch war das Kernerhaus eine Überraschung: dieser Mensch war mehr wie Dichter, Arzt und Forscher, er war ein Lebenskünstler und das Beste, was er schuf, war wohl sein Leben selbst. Ein Mann, dem solche Freunde zuströmten, der sie zu fesseln, ihnen eine gastliche Stätte zu bereiten verstand, muß einen großen persönlichen Zauber besessen haben. Der Zuschnitt ist vornehm. Erlesene Kunstwerke sind gesammelt, alte Glasmalereien, eine gotische Madonnenfigur, eine prachtvolle Kirchentüre, nur schöne einzelne Stücke, die das Leben zugetragen haben mag. Viele Gemälde, ein Terborch, ein paar gute französische Arbeiten. Das Bild der schönen noch lebenden Gattin Theobalds, das Frauenideal der Kaulbach-Pilozzeit, kehrt immer wieder. Eine Fülle von zum Teil kostbaren, oft seltsamen, nie geschmacklosen Geschenken der zahlreichen freigebig bewirteten Gäste des Hauses. Der Niederschlag eines reichen Lebens hat sich in diesen Räumen angesammelt.

Die Ölbilder Reichenbachs und Mehmers, der beiden großen Vorläufer des Forschers Kerner sind zu erwähnen. Mehmers Siegelring und Doktordiplom liegen unter Glas. Ein seltsamer Apparat, der nach den Angaben der Seherin hergestellt ist und einem primitiven Elektrifizierapparat entspricht, weist auf die Versuche mit dieser Somnambulen hin. Wie in der Literatur eine neu unklassische Richtung gepflegt wurde, so bemächtigte sich auch die Forschung in diesem Kreise einer dem Geiste Goethes fern liegenden Materie: des Magnetismus. Das Verdienst Kerners auf diesem Gebiete wird einst hell leuchten, wenn die Wissenschaft für diese dunklen Regionen sichere Forschungsmethoden gefunden haben wird.

Original-Handschriften liegen auf. Wie harmlos klingen diese Briefe, gemessen an dem Ästhetiker-Stil unserer Zeit; von Weib und Kind, Besuchen, Reisen und alltäglichen Dingen handeln sie.

Im Garten des Kernerhauses steht der Geisterturm, ein altes Befestigungsstück, in dem einst Helfenstein, der letzte Ritter der Weibertreu, gefangen lag, bevor

er durch die Spieggasse der Bauern lief. Kerner hat den Turm seinem Besitztum einverleibt und ähnlich wie die Burg umgewandelt. Die Seherin von Prevorst lebte hier jahrelang, Lenau hat seinen Faust hier gedichtet, mancher Gast mußte im Geisterturm schlafen, wenn das Haus von Gästen übertoll war. Das Mauerwerk trägt nur den einen Namen: Richard Wagner 1877.

Man ist vielfach geneigt die romantische Bewegung zu unterschätzen, weil sie keine absolute dichterische Erfüllung gefunden hat wie die klassische in Goethe. Der Name am Geisterturm kündigt den Riesen, der die Erfüllung der Romantik brachte. Was die Sprache nur stammeln konnte, unbestimmtes Ahnen, Sehnsucht und das ungeheuere Reich der Gefühle hat Wagner im unendlichen Medium der Musik zum stärksten Leben gebracht. Fast nichts weist bei ihm auf Goethe hin, sehr viel auf die deutschen Romantiker. Auf stofflichem Gebiet waren seine Vorläufer C. F. U. Hoffmann (Meister Martin — Meistersinger, Kampf der Sänger — Thannhäuser), Heine (Fliegender Holländer), der Liebestodgedanke im Tristan, ja die ganzen Nachtgespräche im zweiten Akt sind bei Novalis vorgebildet, die germanische und französische Sagenwelt, der Wagner seine Stoffe entnahm, war durch Uhlands Vorlesungen und Aufsätze mit erschlossen worden, selbst der Somnambulismus fand bei ihm seine künstlerische Ausdeutung. Senta, Elsa, Kundry sind hellsehende Schlafwandlerinnen, deren Seelenleben im Reiche des Traumes verankert ist. Wohl mußte Wagner, seinem theatralischen Naturell entsprechend, seine Figuren ins grelle Kampenlicht rücken, mußte ihnen die weitausholende Geste der Bühne aufzwingen, aber er hat ihnen durch den Odem seiner Musik ein so heftiges Leben eingehaucht, daß die Schöpfungen der Romantiker an Weite der Wirkung dagegen zurückstehen mußten. Der große Verwerter hat es nicht nur in der Musik verstanden, seine Vorläufer und Vorempfänger zu verdunkeln.

Diese Gedanken brachte das Kernerhaus in Fluß. Ein Stück deutscher Geistes- und Kunstgeschichte erleuchtete sich mir blizschnell.

Am runden Stammtisch des Gasthauses, wo wir unser Mittagmahl einnahmen, hat Theobald Kerner noch vor 10 Jahren gefessen. So ragt die Vergangenheit in die Gegenwart.

Der Nachmittag führte uns nach Heilbronn. Schon beim Näherkommen merkte man die größere Stadt, aus locker in Gärten stehenden Villen, im Dunst verschwimmenden Schloten, Kirchtürmen, im Aufsteigen städtischer Bevölkerung. Die Bahnhofstraße ist unbezeichnend wie in den meisten Großstädten, aber zum Glück mit einer schönen Allee geschmückt. Pflanzt Bäume, solange ihr nicht besser bauen könnt! Ohne Ortskenntnis und Plan schlug ich vor, zunächst der Trambahn zu folgen. Wir überschritten den Neckar. Die Uferbilder sind mächtig, zu sehr von den unharmonischen Produkten allzu schnellen Wachstums entstellt. Dann flotte Läden, lebhafter Menschenverkehr, die übliche Großstadtstraße wie anderswo auch. Erst beim Rathaus schaut man auf. Auch die Kilianikirche muß noch vorgenommen werden. Zunächst weiter, um einen Überblick zu bekommen. Bald bezeichnet eine breite Ringstraße den Abschluß der inneren Stadt. Weiter hinaus kann Heilbronn nicht mehr kommen, wenn es nicht schon hinter uns liegt. Wäre

dies alles? Das Friedensdenkmal — möge es sich bald an der Front nützlich machen! — scheint der würdige Abschluß des vorläufig wenig günstigen Eindrucks.

Versuchen wir es mit den Seitenstrahlen! Da sieht es schon besser aus. Es wird enger, stiller, gediegener. Die Häuser wollen sich nicht mehr markt-schreierisch gegenseitig überbieten, sondern nur zu einem ordentlichen vernünftigen Straßenbild zusammenwirken. Das Landgerichtsgebäude, ein ehemaliger Deutschherrnbefitz, zeigt Würde und Haltung. Der Hof mit dem Blick auf die Kirche und das sogenannte deutsche Haus bietet ein bedeutenderes, wenn auch etwas lebloses Bild.

Und nun nähern wir uns der Kilianskirche von der Rückseite. Gotische Kirchen müssen aus engen Gassen genossen werden. Der Turm setzt prachtvoll an, ein gewachsener organischer Schaft, wie ein ungeheurer Baum aus der Erde schießend, in ihr wachsend, alle Teile dem Willen zur Höhe dienend. Herrlich! Die Fortsetzung aus der Renaissancezeit ist weniger glücklich. Bewundernswert ist einzig der Mut, im eigenen Stil weiter zu bauen. Die Vertikale wird durch aufgeschichtete Horizontalringe abgelöst. Die Fernwirkung mag noch angehen. In der Nähe wirkt der Anfsatz schreinermäßig, verzwickt; man denkt an die Architekturfantasien von Ulldorfer. Die würdigen Bauglieder der Antike sind hier zu dem falschen Zweck verwendet eine der Gotik gleichkommende Gesamtwirkung zu erzielen¹⁾. An der Kirche selbst scheint manches neu, sie ist bedeutend und reich angelegt wie es einem größeren Gemeinwesen entspricht. Ihr Name erinnert mich sehr an Würzburg. Vom Rathausaltan hat man den schönsten Blick auf ihre Gesamtanlage.

Ganz anders stimmt jetzt der Blick auf den Markt-Platz. Hier zuckt das Herz der Stadt. Hier ist Heilbronn. Im Innern des Rathauses gefällt die behagliche Weite bei geringer Höhe: das ist beste bürgerliche Baukunst. Die Hauptwirkung geht trotz weitgehender Modernisierung doch von der Raumgestaltung und dem prachtvollen alten Decken- und Balkenwerk mit seiner gedämpften feinstimmigen Zierbemalung aus. Beschäftigtes Leben treibt sich auf den allzu glatten Fliesen umher. Wartendes, bittendes und bringendes Volk. Hier ist im Krieg die Zentrale der Volksgemeinschaft für die leiblichen Bedürfnisse.

Und nun die engen Gassen auf der Rathausseite! Gleich ein herrlicher Rokotobau, das Archiv, mit reliefhaft flachen Architekturgliedern, dann gemütliche alte Gassen, von immerhin ansehnlicher Weite und Länge, von lebhaftem Leben und Treiben erfüllt. Hier ist das alte Heilbronn. All die Einbauten und Neubauten, der schreiende Einschlag neuzeitlichen Geschäftsgeistes kann den Charakter nicht verwischen, man freut sich eher, daß alles lebendig geblieben, nicht der Totenstarre verfallen ist.

Am der Apotheke vorbei nach links in die Sülmerstraße einbiegend hat man ein besonders schönes malerisches Straßenbild beim Rückblick: Ein würdiges, ruhiges, älteres Profangebäude, dann lustig vordringendes Wipfelgrün, mit dem versteckten

¹⁾ Den Heilbronnern, die ihren Kiliansturm wohl sehr lieben, zum Troste sei bemerkt, daß der Turm auch schon viel günstigere Beurteilungen erfahren hat, so von Dehio. D. Herausg.

Brunnen darunter, danach ein mächtiger Kirchturm und endlich die unruhige zappelige Straßenzeile, die ganze Straße mit buntem Wertagsleben erfüllt. Das ist ein unvergeßliches Bildchen. Oder war es die unerwartete Begegnung mit einem lieben Jugendfreunde an diesem Plage, die mir in der Erinnerung jene Stelle verklärt? Es stört nicht, daß auf dem Kirchturm sich eine Schar weißer Telephonglöckchen niedergelassen hat wie ein Taubenschwarm. Die Franziskanerkirche selbst ist von den Franzosen im Jahre 1688 verbrannt worden und niemand hat sie mehr aufgebaut. Eine Kriegsnarbe!

In ähnlicher Weise wie dieser Kirchturm dient auch der stattliche Gözenturm am Neckar dem großstädtischen Verkehr. Von ihm aus kann man die enge Fischergasse besuchen, die reizende malerische Straßensbilder bietet.

Nach kurzer Rast in einem abgelegenen Gasthaus suchen wir noch einmal zum Abschied den Marktplatz auf. Da quirlt jetzt buntes Leben. Die Stadtmusik spielt. Klarinetten und Flöten wirbeln im drängenden Allegro der „Felsenmühle“, kaum zu vernehmen im aufgeregten Schwäzen und Treiben der unruhigen Menge. Die Heilbronner Rädchen promenieren im engen Kreis um die Musik und ihre Standgäste. Schon fällt die Abendsonne wärmer auf die Kirchtürme, die Blumenzier der Rathausaltane leuchtet heftiger, es ist eine Stunde gesteigerten Lebens.

Wir aber kehren gerne wieder in unser stilles Weinsberg, in unsere gemüthliche Traube zurück, wo uns bereits ein heißer Kaffee mit Kuchen erwartet. Wie schläft sich's ruhig beim Rauschen der Wipfel des Kernerparcs.

Am anderen Morgen an Heilbronn vorbei nach Jagstfeld. Von der Eisensbahnbrücke aus zeigt sich das gotische Getümmel der beiden Wimpfen übereinander. Durch eine reizende Weidenallee nach Wimpfen im Tal. Erst eine einfache Dorfstraße, dann aber eine herrliche gotische Kirche mit reichem Figurenwerk. Die Turmseite ist schlicht erneuert, nur das eisenschlagene Tor scheint uralte. An der Stirnseite der Kirche ist ein prächtiger mit Linden und Kastanien bewachsener Platz; da steht das gemüthliche Wirtshaus zur Linde mit einem sehr schönen Kokosportal, ein Muster guter, bürgerlicher Baukunst, daneben ein Empirehaus mit abgechrägten Ecken, ebenfalls ein originelles und wohnliches Gebäude. Im Schatten der alten Bäume rauscht ein Brunnen. Ein Platz von entzückendem Stimmungsreiz.

Der Weg nach Wimpfen am Berg lenkt den Blick auf die großen Salzsiedereien, die sich wie eine Schar ruhiger Knechte an die dunkel bewaldete Berglehne drängen, kein schönes Bild in dieser Umgebung der Städtebaukunst, aber doch noch erträglich durch die nüchterne Zweckmäßigkeit, der jede ästhetische Annäherung fehlt.

Hinauf zur türmerreichen Bergstadt. Das Neckartal tut sich weit auf: Burgen und Fabriken siedeln im Gelände. Ein klotziger Eckturm wuchtet über Steinterrassen. Wir suchen uns den Eingang zur Stadt. Das Tor zeigt sich, schmucklos, alt, verwittert. Im Innern ein rechtes Bergnest, die Häuser unregelmäßig, dem Gelände folgend, bald allein hoch tronend, bald in Gruppen gedrängt, Gassen steigen steil zur Höhe, das riesige Hohenstaufentor läßt auf dichtgedrängtes verfallenes Häuserwerk durchblicken. Dies schien mir das Bezeichnende dieses Städtchens in der

kurzen Stunde meines Aufenthaltes: verfallen malerisch (im Sinne Epizwegs), verwittert, abbröckelnder Putz, verlassen, entlegen, vergessen. Wimpfen ist eine heftige Enklave zwischen Baden und Württemberg. Wir schrauben uns zur Stadtkirche empor. Die Reste einer bedeutenden Kreuzigungsgruppe sind noch vor dem gänzlichen Verfall unter schützendes Dach gebracht worden. Die Kirche zeigt reiche Formen. Im Innern ist sie sehr weit, ohne die nach oben drängende Spannung vieler Hallenkirchen, ohne das mystisch-geistige Element der Entrückung, das der Gotik so oft eignet. Alte Schnitzsäule und ein prächtiges Wandbild — Auferstehung der Toten — in gefälligen Formen, die südliche Einflüsse verraten, fesseln. Die Kirche war des Mittaggläutens wegen offen. Auf die Frage nach einem Gasthause stellt mir der Ansichtverkäufer die Möglichkeit einen Kettich zu bekommen in Aussicht, aber auch dies nicht als ganz sicher.

Zurück nach Jagstfeld, an dem nun schon vertrauten Vindenplatz im Wimpfen im Tal vorbei. Gerne hätte ich mir das Münster aufschließen lassen, aber die Zeit reichte nicht. Ein Stachel der Sehnsucht blieb zurück. Vielleicht erfüllte diese Kirche die Vorstellung eines idealen Raumes, die ich in mir trug, und die von den Kirchen auf dieser Reise nur teilweise verwirklicht wurde. Wohl mag jene reine Harmonie auch im Gemüte der Baumeister gelegen haben, als sie in kühner Stunde ihr Werk zeugten, aber im langsamen Bau der Jahrhunderte wurde sie verdunkelt, durch Mißverständnis oder andere Denkart entstellt, durch fremde Zwecke gestört. Menschliches Stückwerk!

Auf der Bahnhofinsel in Jagstfeld endete eigentlich unsere Reise. Der Zug führte uns das Jagsttal entlang. Ein Rückblick auf die Bergstadt. Schön geschwungene Brücken, ein paar Schlösser fielen noch auf in dem engen aber reinen, schon kulturfernen Tal. Dann fiel langsam Regen ein und entband das müde Auge von der anstrengenden Pflicht des Schauens.

Erst als Kuppel und Festung von Würzburg im gelben Abendhimmel auftauchten, ermunterten sich die Sinne wieder. Wir näherten uns dem Herzen des fränkischen Volkstammes, der den befruchtenden Kulturstrom in kräftigen Schlägen hinausgetrieben hatte bis zur Romburg, bis Hall und Heilbronn. Der Gedanke schlich sich ein: Mühten sich die besonderen Kräfte und Fähigkeiten eines Volkstammes nicht am stärksten entwickeln, wenn er auch politisch eine Einheit bildete? Die Wirklichkeit entschied anders und daran ist zum Teil auch der Charakter des Franken schuld. Er ist reich begabt, beweglichen Geistes, in allen Städten des Reichs als Künstler, Beamter, Kaufmann einflußreich tätig. Vielleicht aber erfüllt er so heutigentags seine Sendung unter den Stämmen Deutschlands besser, als durch politische Einigung. Denn was ist, ist notwendig. Im Herzen aber trägt jeder Franke, er mag weilen wo immer, die Erinnerung an ein romantisches Wunderland, das wie eine reife süße Frucht in Gottes Wundergarten gewachsen ist: an Franken.





Dem Andenken fränkischer Männer der Wissenschaft

Die Jahres-Wende 1917/18 rief drei Söhne Frankens aus dieser Zeitlichkeit, die als Männer der Wissenschaft ihrem Stamm und dem Vaterland Ehre gemacht haben.

Am 25. Dezember verstarb zu München plötzlich der ordentliche Professor an der Technischen Hochschule und Honorarprofessor an der Universität Dr. Karl Söll im Alter von 50 Jahren. Er stammte aus einer alten unterfränkischen Familie und war zu Würzburg, wo sein Bruder, Drechslermeister Söll, noch lebt, am 18. Juli 1867 geboren. Er besuchte das Alte Gymnasium seiner Vaterstadt und die Universitäten Würzburg und München. Literarische und besonders kunstgeschichtliche Studien führten den jungen Breisinger Reallehrer dazu das Kunstreferat der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ zu übernehmen. Im Herbst 1896 verließ Söll den Schuldienst, war dann einige Jahre ausschließlich für die „Allg. Btg.“ und für die „Kunst für Alle“ tätig und unternahm unterdessen verschiedene Reisen. Im Jahre 1900 habilitierte er sich an der Universität München, wurde im gleichen Jahre Assistent an der Graphischen Sammlung, 1901 Konservator an der Alten Pinakothek, und wurde 1905 zum Honorarprofessor ernannt. Im Jahre 1907 gab er den Posten an der Pinakothek auf und wurde ordentlicher Professor an der Münchener Technischen Hochschule. Karl Söll hat eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Sein Hauptinteresse gehörte der Malerei der alten Niederländer, deren Geschichte er von Van Eyck bis Rembrandt geschrieben hat. Aber auch durch seine Lehrtätigkeit hat er sich sehr verdient gemacht, und in diesem Punkt denkt der Schreiber dieser Zeilen besonders gerne an den Dahingeshiedenen. Wenn er als junger Konservator der Alten Pinakothek uns ältere und jüngere Hörer unter geistvollem Vortrag durch die Säle der berühmten Gemäldesammlung führte, wirkte sein langsamer, mit tiefer Bestimmtheit gesprochener Vortrag eigenständig ansprechend und überzeugend, besonders gegenüber der phrasenhaften Klunkererei, die sich leider in der modernen kunstwissenschaftlichen Betrachtung ungebührlich breit macht. Pikante Einzelheiten prägten sich tief dem Gedächtnis ein: so wenn er zeigte, wie die Farbenzusammensetzung auf einem bekannten Werbeplakat der Münchener Sezession hergenommen war von einem Schmuckkästchen auf dem Gemälde des heiligen Mauritius von Matthias Grünewald, dem großen fränkischen Meister der Farbe. —

Der Mittelfranke Dr. Hyazinth Holland war ein Nestor der Wissenschaft: ihn hat der Tod anfangs Januar als einen Reumilijährigen hingerafft. Holland entstammte der Stadt des Parzivaldichters Wolfram von Eschenbach, wo er am 16. August 1827 geboren wurde. Er studierte in München in den Jahren 1847 bis 1851. Nachdem er längere Zeit als Haus- und Privatlehrer tätig gewesen war, erhielt er von König Maximilian II. den Auftrag, eine „Geschichte der altdutschen Dichtkunst in Bayern“ auszuarbeiten. Am Württembergischen Erziehungs-Institut und am St. Max-Josephs-Stift in München wirkte Holland dann lange Zeit, an diesem 30 und an jenem 50 Jahre als Lehrer. Der größte Teil seiner vielen geschichtlichen Arbeiten ist der Kulturgeschichte Bayerns gewidmet gewesen, z. B. „Geschichte der Münchener Frauenkirche“, „Kaiser Ludwig der Bayer und sein Sturz zu Smal“, „Entwicklung des deutschen Theaters im Mittelalter und das Ammergau-Passionsspiel“, „Geschichte der altdutschen Dichtkunst in Bayern“. Literarische Dokumente der Münchener Kunst sind seine biographischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten über den Grafen Pöckl, Moriz von Schwind, die Maler Theodor Horschelt und Albrecht Adam. Eine große Zahl von Lebensbeschreibungen steuerte